



EDI GRAF

Wolfsgebiet

Kriminalroman

GMEINER SPANNUNG



EDI GRAF
Wolfsgebiet

MIT ISEGRIMS WAFFEN Er ist zurück. Der Wolf ist zurück im Schwarzwald. Seit ein einzelnes Tier bei einer Attacke dutzende von Schafen getötet hat, ist der Nordschwarzwald wieder Wolfsgebiet. Als im Wald neben der Leiche eines Mädchens Wolfsspuren im Schnee gefunden werden, steht der graue Jäger als Täter fest. Die Tübinger Journalistin Linda Roloff zweifelt daran, dass der Wolf das Mädchen getötet hat. Ist da draußen ein kaltblütiger Mörder unterwegs, der mit Isegrims Waffen tötet? Als eine zweite Leiche gefunden wird, beginnt eine wilde Hetzjagd in der bisher trügerischen Idylle des Schwarzwalds. Zusammen mit ihrer Liebe, dem Safariführer Alan Scott, sucht Linda nach der Fährte des Wolfs. Während sich im Wald die Schlinge um den Wolf immer enger zusammenzieht, macht Linda eine grausame Entdeckung und stößt auf eine Spur, die sie zum wahren Mörder führt. Hoch oben, auf der WildLine, der Hängebrücke auf dem Bad Wildbader Sommerberg, kommt es zum dramatischen Finale und zur Antwort auf die Frage: Ist der Wolf Täter oder Opfer?

© Veronika Wieland



Edi Graf, Jahrgang 1962, studierte Literaturwissenschaft in Tübingen und arbeitet als Moderator und Redakteur bei einem Sender der ARD. Zuhause ist er in Rottenburg am Neckar. Seit über 30 Jahren bereist der Autor den afrikanischen Kontinent und lässt neben seinen Protagonisten, der Journalistin Linda Roloff und ihrer Fernliebschaft, dem Safariführer Alan Scott, die gemeinsam zwischen Schwarzwald und Afrika ermitteln, auch Tierwelt und Natur tragende Rollen zukommen. Er greift aktuelle und bewegende Themen auf und liefert dazu detailliert recherchierte Hintergründe, die er geschickt in den Plot integriert. Durch authentisch beschriebene reale Handlungsorte haucht er seinen Krimis Echtheit und Leben ein.

EDI GRAF

Wolfsgebiet

Kriminalroman

GMEINER SPANNUNG



Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2019 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 07575/2095-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
4. Auflage 2020

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchardt

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © MARIMA / stock.adobe.com

Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-6105-7

Handlung und Namen, auch die einiger Orte, sind frei erfunden, nicht jedoch die Hintergründe und das Wolfsgebiet ...

»Warum können wir den Wolf nicht einfach Wolf sein lassen?«

Andreas Beerlage, Wolfsfährten.
Alles über die Rückkehr der grauen Jäger.

VORWORT

Es war im Schwarzwald, bei »Doppelmord«, einer der gemeinsamen Lesungen meines Freundes und Krimiautors Bernd Leix und mir, als wir auf den Wolf zu sprechen kamen: »Das ist doch dein Thema«, meinte Bernd, »Tiere spielen doch in allen deinen Krimis Hauptrollen!«

In der Tat. Ob in den Linda-Roloff-Krimis als Opfer in »Nashornfieber« oder »Elefantengold«, oder als vermeintliche Täter in »Löwenriss« oder »Leopardenjagd«. Selbst in den schrägen Kommissar-Zufall-Fällen schlagen ein getarnter Höhlenbär, ein zahmer Geier und eine dresorierte Hyäne zu. Und in »Bombenlauf« zierte eine Schlange, die hochgiftige Jararaca, das Cover.

Warum also nicht der Wolf?

Ich bin dem grauen Jäger zum ersten Mal im Yellowstone in Amerika begegnet und habe ihn Jahre später an der finnisch-russischen Grenze heulen hören. Unvergessliche Momente. Als ich die Geschichte im Frühjahr 2017 zu schreiben begann, war der Wolf noch nicht im Land und so spielte sie auf der Schwäbischen Alb.

Doch dann holte mich – wie schon so oft beim Schreiben – die Realität ein: Die erste Sichtung eines lebenden Wolfs in Baden-Württemberg seit 1866 erfolgte am 21. Juni 2017: Seine Spuren zogen sich von Überlingen am Bodensee über die Baar bis in den Schwarzwald, wo man am 8. Juli 2017 ein erschossenes Exemplar im Schluchsee fand.

Im November desselben Jahres tauchte er im Nordschwarzwald auf und sorgte Ende April 2018 durch einen Angriff auf eine Schafherde für Schlagzeilen. Ich verlagerte den Schauplatz meiner Geschichte in den Schwarzwald und folgte der Fährte des Wolfs. Neben Recherchen vor Ort am Wildsee, im Enztal, auf dem Sommerberg und im Wolfstal war mir dabei vor allem das Buch »Wolfsfährten« von Andreas Beerlage eine wertvolle Quelle.

Ich habe mir als Autor somit erlaubt, die Geschichte in einem realen Wolfsgebiet im Nördlichen Schwarzwald, irgendwo im Nirgendwo zwischen Murg- und Enztal spielen zu lassen. Die Orte *Wintersbach* und *Otterholz* wird man auf der Schwarzwaldlandkarte jedoch vergebens suchen.

Ich danke an dieser Stelle meiner Familie für die Geduld und das Verständnis während der Zeit, in der ich dem Wolf auf der Spur war. Besonderen Dank meiner Privatlektorin Veronika Wieland, die mit mir an so manchen Abenden Inhalt und Handlung diskutierte und unermüdlich und mit großem Engagement Fehler und Unstimmigkeiten im Manuskript aufspürte.

Und der Wolf?

Ist er Täter, falsch Verdächtiger oder Opfer?

Dies mag der geschätzte Leser in diesem Krimi selbst herausfinden ...

Edi Graf, 30. November 2018

PROLOG

Blut.

Es riecht nach frischem Blut.

Die Fähe schnürt trotz der Dunkelheit zielsicher am verschneiten Waldrand entlang. Ihr Lauftempo ist ein leichter Trab, bei dem sie automatisch ihre etwas kleinere Hinterpfote in den Abdruck der Vorderpfote setzt, was beim Treten im nachgiebigen frischen Schnee Energie spart.

Es hat aufgehört zu schneien, und die tief hängenden grauen Wolken haben einem klaren Nachthimmel Platz gemacht. Sterne schieben sich aus der Finsternis über die Wipfel der hoch aufragenden Fichten, deren schneebedeckte Äste den Wald wie ausgestreckte Flügel in eine tiefe Dunkelheit tauchen. Zwischen den Bäumen bahnt sich das schmale Flussbett seinen Weg, von dessen anderem Ufer die Geräusche der Schafherde an die Ohren der nächtlichen Jägerin dringen.

Die Fähe hat die Höhle seit der Geburt ihrer Jungen nicht verlassen, doch heute hat sie der Hunger, der seit Tagen in ihr nagt, dazu getrieben, die fünf Welpen zum ersten Mal allein zu lassen. Sie braucht Nahrung, um ihre Jungen säugen zu können, und da sie allein ist, muss sie selbst auf die Jagd gehen. Der Geruch des frischen Blutes weist ihr den Weg.

Der Mond, der vor einer halben Stunde aufgegangen ist, streut vor dem Waldsaum genügend Licht, um über der verschneiten Wiese einen matten Silberglanz auszubreiten,

über den wie ein Schatten die Schleiereule gleitet, heimliche unheimliche Jägerin der Nacht. Doch in dieser Nacht ist sie nicht allein in ihrem Revier.

Die Fähe hat tagelang nichts mehr gefressen und der Hunger quält sie. Sie hat den verlockenden Blutduft aufgenommen und gefühlt, dass nicht weit entfernt junges Aas auf sie wartet. Sie bevorzugt zwar frisches Fleisch von Tieren, doch um ein Reh oder ein Wildschwein aufzuspüren und es zu verfolgen, braucht sie Zeit, und um es zu hetzen und schließlich zu schlagen, benötigt sie die Hilfe des Rudels. Allein kann sie allenfalls Mäusen auflauern oder einen Hasen überraschen. Und sie ist allein. Einsam im neuen Territorium.

Sie weiß nicht, was aus ihren Einjährigen geworden ist, seit sie mit dem Rüden das Rudel im alten Revier verlassen hat. Es war zu eng geworden in dem Wald mit seinen sandigen Flächen, wo sie groß geworden war und mit ihren Eltern und Geschwistern gejagt hat. Der Wald dort ist zu klein geworden, um noch ein weiteres Rudel zu ernähren, die Rehe waren zu scheu und die Hütehunde bei den Schafherden zu wachsam.

Sie waren den Zweibeinern immer näher gekommen, ihrem Vieh auf den Weiden und in den Ställen, den Männern mit ihren Waffen und den Frauen mit ihren Schreien. Es war fast so, als seien die Fähe und der Rüde nirgendwo willkommen gewesen.

Sie waren aufgebrochen, hatten den Wald in der Ebene verlassen und ein neues Revier gesucht. Der Rüde und sie. Ein unschlagbares Team, ein Leben lang. Bis in den Tod.

Geflohen.

Vertrieben.

Verfolgt.

Gejagt.

Nicht geduldet, wohin sie auch gekommen waren.

Andere Rudel.

Fremde Rüden.

Hunde.

Zweibeiner.

Schüsse.

Lichter.

Zäune.

Überall.

Sie hatten Wälder durchquert, waren über Felder geschnürt, hatten Hindernisse übersprungen, Flüsse durchschwommen, Berge und Täler hinter sich gelassen, auf der Suche nach einer neuen Heimat, Richtung Süden. Dort, wo es noch keine Markierungen anderer Wölfe gab. Dort, wohin sich noch keiner ihrer Art gewagt hatte. Hatten sich von Mäusen und Ratten ernährt und nach Maulwürfen gegraben, bis der Schnee gekommen war. Leise Flocken, weiße Flächen, helle Nächte.

Ranzzeit.

In der Nacht des ersten Schnees hatten sie und der Rüde sich gepaart. Danach hatten sie ein Blutbad unter Hühnern angerichtet und zwei Tage später drei Lämmer gerissen. Mit den Hunden waren ihnen die Zweibeiner ziemlich nahe gekommen, nur ihre Gerissenheit und Erfahrung hatten sie gerettet. Sie waren ihren Verfolgern im Bachlauf entkommen.

Dann wieder die Lichter. Grelle Augen.

Die sich bewegten.

Sie blendeten.

Die näher kamen, schneller als jedes Tier.

Die flackernd auf sie zurasten.

Sie blendeten.

Laut rauschend.

Brüllend vorbeischossen.

Zischend.

Lärmend.

Und rot leuchtend verschwanden.

Schneller als jedes andere Lebewesen.

Sie waren an der breiten, dunklen Brache stehen geblieben, die sich, nass glänzend und düster, in zwei Richtungen erstreckte und sich erst in weiter Ferne verlor. Sie hatten unter den hohen Bäumen im dichten Buschwerk Deckung gesucht und ausgeharrt, bis die lärmenden, grellen Lichter an ihnen vorbeigerauscht waren und sich die zwei roten Augen der seltsamen Ungeheuer in der Nacht verloren.

Dann war der Rüde aufgebrochen.

Er hatte zwei der rasenden, grellen Augen zu spät bemerkt. Nicht erkannt, dass sie schon da waren, kurz nachdem sie am Ende der breiten, nass glänzenden Brache aufgetaucht waren.

Die aufgerichteten Ohren der Fähe hatten den dumpfen Schlag vernommen, mit dem die Augen des Ungeheuers den Rüden ergriffen und ihn niedergerissen hatten. Ein schmerzhafter, dumpfer Schlag.

Sein Jaulen.

Das Verschwinden der roten Lichter.

Stille.

Endlose und unheimliche Stille.

Von da an war sie allein gewesen.

Mit krummem Rücken und eingezogener Rute hatte sie sich geduckt über die dunkle Brache gewagt, an deren Rand der Leib des Rüden wie ein flacher, schwarzer Hügel in den Nachthimmel ragte.

Sie hatte sein Blut gerochen und seinen Tod. Die Brache hatte sich an den nackten Sohlen ihrer Pfoten kalt und feucht angefühlt, wie der Schnee, durch den sie gemeinsam gezogen waren, doch nicht so weich.

Sie hat die Jungen in sich gespürt, gefühlt, wie sie wuchsen und sich bewegten. Sie brauchten Schutz und sie hat nach einer Wurföhle gesucht, einem Versteck in der Nähe eines Wassers. Und sie hat gewusst, dass sie auf sich allein gestellt war. Allein und einsam hat sie ihre Jungen zur Welt gebracht, fünf Welpen, taub und blind.

Jetzt, nach Tagen der einsamen Wanderung und den Nächten in der Höhle bei ihren Jungen, fühlt sie wieder den Schnee, die Nässe und die Kälte vor der Höhle. Und die Leere in ihrem Bauch. Es ist der Hunger, den sie seit Tagen nicht gestillt hat.

Sie hat nicht gejagt.

Allein hat sie keine Chance.

Endlos quälender Hunger.

Sie braucht Nahrung, um Milch für ihre Jungen zu haben.

Der Blutgeruch gibt ihr Hoffnung.

Frisches Blut.

Frisches Fleisch.

Doch es ist kein Reh, was sie riecht.

Kein Wildschwein.

Auch kein Schaf.

Obwohl, etwas an dem Geruch erinnert sie an die drei Lämmer. Es ist aber nicht der Duft der jungen Schafe. Auch nicht die seltsam vertraute Witterung der Hunde, die ihr so nahestehen und ihr doch so fremd sind, weil sie sich mit den ärgsten Feinden verbündet haben. Noch ein anderer Duft liegt in der Luft.

Der Duft nach etwas Jungem.

Kein Kitz, kein Frischling, kein Lamm.

Junge Beute.

Tote Beute.

Verbunden mit diesem bedrohlichen Geruch.

Doch ihr Hunger ist größer als ihre Angst vor dem Unbekannten.

Sie ahnt, von welchem Lebewesen das Blut stammt, das ihre feine Nase gewittert hat, sie weiß es, als sie ihre Zähne in das Fleisch schlägt, doch sie ahnt nicht, welche Folgen es für sie und ihre hilflosen Jungen haben würde.

Niemand hätte ihre verräterischen Spuren bei dem Kadar ver entdeckt.

Niemand hätte sie für eine kaltblütige Mörderin gehalten.

Niemand hätte Angst gehabt vorm bösen Wolf.

Niemand hätte sie gehetzzt.

Niemand.

Wenn sie nicht in jener Nacht in dem einsamen, verschneiten Tal das Blut des jungen Zweibeiners gerochen und ihren Hunger gestillt hätte.

TEIL 1

WOLFSFÄHRTE

1

Am selben Abend, einige Stunden zuvor.

»Ich ruf jetzt die Polizei«, sagte Katja Gassner. »Luisa müsste doch längst zu Hause sein!«

»Nein«, widersprach ihr Mann und umklammerte ihre Hand, die nach dem Telefon gegriffen hatte. Roland Gassners Stimme klang ungewöhnlich scharf: »Die stellen nur wieder Fragen. Ich such sie selbst!«

»Und wo?«, fragte Katja, doch die Worte gingen im Schluchzen unter und ihre Augen schimmerten feucht. Die braunen, strähnigen Haare hingen ihr wirr ins Gesicht, die Wangen leuchteten rot und waren von durch Wimperntusche verschmierten Tränenspuren gezeichnet, und ihre gepiercten Lippen zitterten. Die junge Mutter, Mitte 30,

machte sich Sorgen um ihr einziges Kind. Verständnis oder gar Trost hatte sie von ihrem Mann nicht zu erwarten, das wusste Katja Gassner. Es war ja schließlich nicht sein Kind.

Luisa war 14, ging in die neunte Klasse. Hatte das Wochenende bei ihrem Vater verbracht, wie sie es alle 14 Tage tat. Um 17 Uhr hätte sie zu Hause sein sollen. Luisa ging den Weg gewöhnlich allein, im Sommer fuhr sie mit dem Rad, im Winter lief sie zu Fuß.

Die beiden Dörfer lagen in Sichtweite voneinander entfernt. Die Landstraße führte in ein paar langgezogenen Kurven in dem von Wald gesäumten Tal zwischen den Wiesen hindurch, zum Fluss hin verlief parallel ein geteilter landwirtschaftlicher Hauptweg, ein geschotterter Feldweg zog sich kerzengerade in der Talsohle durch den Wald, der sich am anderen Ufer der Enz den Hang hinaufschob. Man sah den Wasserlauf leuchten, wenn man aus dem Waldschatten auftauchte, so nah am Waldrand verlief die Enz.

Luisa fuhr oder lief am liebsten durch den Wald, es war der schnellere, der kürzere Weg. Und der einsamere, dachte Katja und putzte sich die Nase, nachdem sie ihre Hand vom Telefonhörer genommen und Roland sie losgelassen hatte. Die Glocke auf dem nahen Kirchturm schlug viermal. Die volle Stunde. Katja zählte unbewusst die darauf folgenden tieferen Schläge mit.

Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Sieben. Acht.

Luisa war seit drei Stunden überfällig! Ihr Vater ging nicht ans Telefon und am Handy stieß Katja seit zweieinhalb Stunden nur auf die Mailbox. Sie war die Strecke zweimal abgefahren, kurz nach sechs und zuletzt vor einer Viertelstunde.

Alle drei Wege.

Die Landstraße, ständig mit Blick auf den parallel ver-

laufenden Landwirtschaftsweg, und zurück den Waldweg. Es gab nicht viel Verkehr hier im Tal. Drei Autos waren ihr entgegengekommen, zwei hatten sie überholt, weil sie langsam fuhr, um kein Detail am Fahrbahnrand zu übersehen. Sie hatte an Haralds Wohnungstür geklingelt und gewartet. Doch es war niemand zu Hause gewesen. Keine Spur von Luisa.

Auf dem Rückweg hatte sie den Waldweg im Schritttempo genommen. Mit klopfendem Herzen hatte sie am Steuer gesessen, die Hände wie ans Lenkrad geschweißt, den Blick starr durch das ungeachtet der Schneeflocken heruntergekurbelte Fenster auf den Wegrand gerichtet, den vom frischen Schnee weiß gefärbten Rain abgescannt, Spuren gesucht, ihren Namen gerufen, Meter für Meter.

Ihre tränennassen Augen hatten jede Bewegung im Unterholz registriert, sie hatte das Reh an seinen reflektierenden Lichtern erkannt, einen Sekundenbruchteil, bevor es über den Weg gehuscht war. Es war das einzige Lebewesen gewesen, das ihr begegnet war auf der nächtlichen Fahrt durch den Wald, zwischen den beiden einsamen Dörfern, in dem abgelegenen, verschneiten Schwarzwaldtal.

Als sie nach Hause gekommen war, hatte Roland auf sie gewartet, sein Bier in der Hand. Es war sein drittes, wie ihr die beiden leeren Flaschen auf dem Couchtisch signalisierten. Er war im Sportheim gewesen, wie jeden Sonnabendnachmittag. Sie schauten dort Fußball.

Die Männer im Dorf nannten ihn Role. Schwäbische Koseform für Roland. Er war sieben Jahre älter als sie und man sah auf den ersten Blick, dass er körperlich arbeitete. Jetzt, als er im ärmellosen Unterhemd und mit langer Sport hose vor ihr saß, schienen die Oberarmmuskeln mit ihren

Tattoos und die breite Schulterpartie fast den weißen Feinrippstoff zu sprengen.

Role war es immer zu warm. Selbst wenn sie im dicken Fleece auf der Couch saß und zitterte, weil er die Heizung mal wieder zurückgedreht hatte, brauchte er keine Jacke, kein T-Shirt. Er arbeitete in Pforzheim in einem Baumarkt. Fahrtzeit im Winter eine Stunde täglich. Einfach. Mit dem Bus bis Bad Wildbad, ab da mit der Bahn. Sobald es die Witterung zuließ, fuhr der Biker mit seiner Yamaha Enduro und nützte die Geländetauglichkeit seiner Maschine für Wege abseits der Straßen.

Roland war vorbestraft. Drogen, Diebstahl, Sachbeschädigung, Körperverletzung. Sie verstand ja, dass er keine Lust auf die Polizei hatte. Aber für Katja in ihrer Verzweiflung war es der einzige Weg, Hilfe zu bekommen.

»Wo warst du?«, hatte er schroff gefragt, ohne auf ihre verheulten Augen zu achten.

»Luisa suchen«, hatte sie gestammelt und sich auf einen Wutausbruch Rolands gefasst gemacht. Er hasste es, dass Luisa jedes zweite Wochenende bei ihrem Vater verbrachte, er hasste es, dass Harald immer noch im Nachbardorf wohnte und jede Bewegung seiner Ex zu kontrollieren schien. Er hasste Harald aus vielerlei Gründen. Am meisten, weil er glaubte, dass Katja noch immer etwas für ihn empfand.

»Ich hab sie gesucht«, hatte Katja wiederholt. »Überall. Bin die Strecken abgefahren, hab bei Harald geklingelt. Da war niemand.«

Ihre Stimme war in ihrem Schluchzen erstorben.

Roland hatte erst reagiert, als sie zum Telefon gegangen war.

Jetzt leerte er im Stehen die Flasche, streifte sich die Trainingsjacke über und ging zur Tür.

»Was hast du vor?«, fragte sie und folgte ihm in den Hausflur.

»Ich suche *deine* Tochter!«, antwortete er und gab dem Wort »deine« diese seltsame Betonung, eine Mischung aus Hohn und Hass, die sie so kannte, wenn sie aus anderen Gründen über Luisa redeten. Oder besser: stritten.

Sie stritten meist, wenn es um Luisa ging. Roland war oft anderer Ansicht und leicht in Rage zu bringen, schon beim geringsten Anlass. Weil Luisa ihr Zimmer nicht aufräumte, weil sie nicht laut genug »Guten Morgen« sagte oder weil sie nachts noch ins Bett machte.

»Mit 14!«, höhnte Roland dann. »Deine Tochter gehört mal übers Knie gelegt, damit sie weiß, wie sie sich zu benehmen hat«, zischte er dann. »Heulsuse!«, höhnte er, wenn Luisa wimmerte, weil er ihr eine Ohrfeige verpasst hatte, nachdem sie einen Tropfen Ketchup auf ihre Bluse gekleckert hatte.

»Hau ab, in dein Zimmer! Wer mit 14 noch nicht essen kann, braucht keine Pommes mit Ketchup!« Und Katja sah zu und schwieg.

Katja widersprach auch jetzt nicht. Sie sah Roland nur eindringlich an.

»Keine Angst, ich tu ihm schon nichts, deinem Harald! Aber wenn ausgemacht ist, dass Luisa um fünf hier ist, hat er sich daran zu halten, dein geliebter Ex! Und wenn er das noch immer nicht kapiert hat, werde ich ihm das so deutlich sagen, dass er es nie mehr vergisst!«

»Bitte, bring mir Luisa wieder«, flüsterte sie eindringlich.

»Und die kann auch was erleben!«, drohte er. »Sich nachts noch draußen rumzutreiben! Nur weil sie zu blöd ist, eine Uhr mitzunehmen! Die bleibt die ganze nächste Woche nach der Schule zu Hause, das kann ich dir sagen!«

»Ich hoffe nur, es ist ihr nichts passiert«, sagte Katja mehr zu sich selbst als zu Roland, der schon in der offenen Wohnungstür stand.

»Was soll ihr schon passiert sein?«, brummte er. »Dein Harald wird ja wohl auf sie aufpassen können, wenn er sie schon ständig bei sich haben will. Wozu musst du auch Luisa dauernd zu ihm schicken?«

»Immerhin ist er ihr Vater!«, sagte sie.

Und wusste, dass sie log.

2

Die Wölfin ist in die Wurfhöhle zurückgekehrt. Sie hat nicht viel gefressen in dieser Nacht, zu sehr hat sie der Geruch gestört, der Blutgeruch ihres größten Feindes. Und sie hat eine andere Witterung aufgenommen, Witterung einer Beute, die sie auch allein schlagen kann, wenn sie es geschickt anstellt. Sie wird ihre Jungen säugen, ein wenig schlafen und dann noch einmal losziehen.

Eng aneinandergeschmiegt, liegen die fünf Welpen in der Höhle. Die Geschwister wärmen sich gegenseitig, solange die Mutter nicht da ist. Noch können sie ihre Körpertemperatur nicht selbst regulieren und brauchen immer wieder das wärmende Fell der Wölfin.

Die Fähe spürt das schnelle Klopfen der fünf kleinen Herzen und weiß, dass die Jungen Hunger haben, wenn sie jetzt aus ihrem Schlaf erwachen. Leises, flehendes Fiepen und Mucken dringt an die Ohren der Wölfin.

Noch können die Jungen sie nicht sehen, aber sie fühlen jetzt wieder die beruhigende Nähe ihrer Mutter, spüren ihr weiches Fell und die endlich wieder prall gefüllten Zitzen, die mit ihrer Milch locken.

Mit pendelnden Bewegungen suchen sie die Nahrungsquelle, um ihren Hunger zu stillen. In der Wölfin nagt er nach wie vor mit quälender Leere.

Sie wird jagen müssen, unbarmherzig Beute schlagen, um ihn zu stillen.

3

Schäfer Johann merkte an diesem Morgen sofort, dass mit der Herde etwas nicht stimmte. Er stellte seinen Suzuki Vitara unter der hohen Rottanne ab, die wie eine einsame Wegmarke neben dem Schafspferch in den Morgenhim-mel ragte.

Der Schäfer trug einen filzigen grünen Poncho, der seinen ganzen Oberkörper bedeckte und ihn vor Regen, Schnee und Kälte schützte. In sein wettergegerbtes, bart-

loses Gesicht hatten sich zahlreiche Falten gegraben, die Augen waren schief und wurden von dichten, buschigen Brauen und ledrigen Tränensäcken eingerahmt, eine Warze ragte wie eine Wulst zwischen Wange und der hakenförmigen Nase heraus und seine grauen Haare waren nicht zu sehen, denn der Alte hatte einen schmalkrempigen Hut aufgesetzt. In der Armbeuge trug er die langstielige Schäferschippe, Werkzeug, Stütze und Stock zugleich.

Basko kam ihm entgegen und sprang aufgereggt innerhalb des Zauns am Nylongeflecht entlang und sein Japsen schien eine wichtige Botschaft an seinen Herrn übermitteln zu wollen.

»Ja, was isch denn los, Alter, was bisch denn so unruhig?«, fragte Schäfer Johann seinen Berner Sennenhund, doch als er die Herde dicht gedrängt in einer Ecke der Umzäunung stehen sah, ahnte er nichts Gutes. Er war es gewohnt, dass die Tiere neugierig an den Zaun kamen, da sie ihn kannten und wussten, dass es nach der langen Nacht im Pferch wieder hinaus auf die Winterweide ging.

Der bislang milde Winter hatte ihn dazu bewogen, die Schafe noch im Freien zu lassen. Wieder kein Schnee zwischen Weihnachten und Neujahr, fast milde Nächte und sonnige Tage. Es tat der Herde gut, noch draußen zu sein und über die immer noch satten Wiesen im Tal und entlang der grünen Hänge zu ziehen, die bisher keine geschlossene Schneedecke niedergedrückt und braungrau verfärbt hatte.

Jetzt, nach den Schneefällen der letzten Tage, würde er sie zurücktreiben müssen. Zwei Tage würden sie mindestens brauchen, über die verschneiten Wiesen, bis sie den großen Stall am Ende des Tals erreicht hätten.

Einen Augenblick hatte der Schäfer ein schlechtes Gefühl gehabt, als er aus dem Suzuki ausgestiegen war und die ver-

störte Herde bemerkt hatte. Rasch hatte sein Blick die Linie des Weidegatters abgewandert und er hatte keine Schäden entdeckt. Das gleichmäßige Ticken aus dem Weidestromgenerator verriet ihm, dass der Elektrozaun funktionierte. Er schaltete das Gerät aus und ließ den Hund aus der Einfriedung. Sofort schnürte der Rüde los, zielgerichtet an der Außenseite des Zauns entlang, um die Ecke, blieb am oberen Ende der schmalen Seite – genau gegenüber der Stelle, wo die Herde kauerte – stehen und wartete pflichteifrig auf den Schäfer.

Johann Kerner schritt den Zaun ab und ließ dabei seine Herde keinen Augenblick aus den Augen. Was hatte die Schafe dermaßen beunruhigt? Weshalb hatten sie so dicht zusammengedrängt die Nacht verbracht und kamen auch jetzt nicht wie sonst an den Zaun?

Als er bei dem Berner Sennenhund anlangte, sah er die Fährte im Schnee. Er bückte sich und betrachtete eingehend die Pfotenabdrücke, die sich im frischen Schnee hier in weitem Umfeld abzeichneten.

»Oh verreck!«, zischte er und suchte die Umgebung mit seinen Augen ab. Woher kamen die Spuren, wohin führten sie? Und vor allem: Wie viele waren es?

Johann Kerner war lange genug Schäfer, wie es auch schon sein Vater und Großvater gewesen waren, und hatte dabei täglich mit Hunden zu tun. Und er hatte einen Vortrag besucht, damals, als dieser Naturschutzbeauftragte als »Wolfsberater« hier aufgetaucht war, nach der Attacke in Nonnenmiß. Und so wusste er, dass diese Spuren im Schnee nicht von Hunden stammten. Weder Basko noch ein Schäferhund oder ein Ungarischer Kuvasz hinterließen solche Abdrücke. Baskos Spuren waren deutlich auf der Zauninnenseite im Schnee zu erkennen, der

Unterschied war eindeutig. Offensichtlich hatte sich der Hund erfolgreich zwischen die Herde und den Eindringling gestellt.

Der Schäfer umrundete den Pferch in der Gegenrichtung und war beruhigt, auf den anderen drei Seiten keine weiteren Fährten zu finden. Er zählte die Schafe, die nahezu regungslos gedrängt zusammenstanden, und stellte erleichtert fest, dass kein Tier fehlte. Auch Verletzungen oder Blutspuren sah er nicht.

Er pfiff seinem Hund, der schwerfällig angetrabt kam. Man sah es ihm an, dass er nicht mehr der Jüngste war. Aber zuverlässig und mutig, dachte der Schäfer.

»Na, mein Alter, hosch du super gmacht«, lobte er Basko und tätschelte ihm sein langes schwarzes Fell. »Hosch den Kerl vertrieba!«

Der Schäfer kniff die Augen zusammen und seine Backenknochen mahlten. Tiefe Falten zeigten sich auf seiner Stirn, er schob den schmalkrempigen Hut in den Nacken und ließ seinen Blick durch das Tal schweifen.

War es soweit?

War er jetzt dran?

Waren seine Schafe jetzt die nächsten?

Trieb sich der Wolf wieder hier herum? Oder diesmal gar ein ganzes Rudel?

Hatte der Wolf seiner Herde heute Nacht einen Besuch abgestattet?

Die Spuren schienen der Beweis zu sein.

Sie waren da gewesen. Einer, zwei oder viele? Hatten Bekanntschaft mit Basko und dem Elektrozaun gemacht und die Herde in Panik versetzt. Gott sei Dank hatte der Zaun gehalten.

Doch wie würde das in den nächsten Tagen aussehen?

Würde er sie unbehelligt nach Hause treiben können? Ein oder zwei Nächte musste er noch riskieren. Er hatte noch das logistische Problem mit dem Weidezaun zu lösen. Der Pferch musste am Morgen abgebaut werden und noch am selben Abend wieder an Ort und Stelle stehen, wenn die Herde am Stall ankam. Der Stall allein bot zu wenig Platz für alle Tiere. Doch wer würde den Zaun transportieren und errichten, während er die Herde mit Basko Richtung Heimat trieb?

Er brauchte Hilfe.

Er würde Role anrufen. Wenn er ihn gut bezahlte, würde er zwei Tage Urlaub nehmen und ihm helfen. Der Schäfer ging zu seinem Suzuki und nahm das Smartphone aus der Halterung. Roles Nummer war eingespeichert.

Er stieß auf die Mailbox. Er hasste es, auf Anrufbeantworter zu quatschen, und legte auf.

Schäfer Johann Kerner hatte noch eine andere Idee und suchte die Nummer in der Namensliste. Als er das Wort »Wolf« ausgesprochen hatte, sagte ihm der Mann am anderen Ende sofort zu, das Problem zu lösen.

»Kümmere du dich um deine Herde«, schlug der andere am Telefon vor, »ich übernehme den Wolf!«

»Ich möchte damit nicht allzu lange warten«, antwortete der Schäfer, »am liebsten noch heute!«

»Das schaffe ich nicht«, entgegnete die Stimme am Smartphone. »Morgen früh?«

Schließlich verabredeten sie sich für den nächsten Tag, nach der Morgendämmerung. Die eine Nacht würde Basko noch einmal wachsam sein müssen.

Der Irish Setter war unruhig. Das prächtige braune Fell leuchtete rostrot in der Morgensonne, die nach der klaren Nacht ihre ersten Strahlen auf das verschneite Tal im Schwarzwald sandte und den wolkenlosen Winterhimmel in ein pastelleses Hellblau tauchte.

Für Förster Heinz Werkmann war es das schönste Stückchen Erde, das es gab. Er mochte die Waldeinsamkeit, die Stille oben am Wildsee und die tosenden Wildbäche im Tal. Gerade jetzt im Winter, wenn die Touristen höchstens zum Skifahren auf den Kaltenbronn kamen, oder bei entsprechender Schneelage auch zum Langlaufen ins Tal, und am frühen Nachmittag wieder verschwanden, nach Baden-Baden, Karlsruhe und Stuttgart.

Im Frühling liebte er die Lichtungen im Tal mit den dunklen Veilchentupfen im niedrigen Gras, den Duft der feuchten Erde oben im Moor und das Erwachen der spärlichen Vegetation auf den kahlen Grinden, im Sommer die grünen Hänge mit dem schmalblättrigen Weidenröslein und den rosaroten Kuckuckslichtnelken und im Herbst den angenehmen Wind, der hier oben fast immer wehte und im Winter das Laub von den Buchen und Eichen fegte.

Die roten Buntsandsteinfelsen, die dann aus den golden schimmernden welken Farnwäldern wie Hinkelsteine hervorragten und im Sonnenlicht kupfern glänzten, dazu die Kargheit der Disteln und Herbstzeitlosen, zwischen denen dann die Herde von Schäfer Johann weidete. 200 Tiere, frei zogen sie über die Wiesen zwischen den Waldhängen, wie schon in seiner Kinderzeit auf der Schwäbischen Alb, wo er aufgewachsen war.

Er erinnerte sich an den Schäfer aus seinem Dorf oben bei Münsingen, der noch im Schäferwagen gehaust hatte. Jetzt stand die alte Karre als Denkmal neben dem Rathaus in Gruorn, dem verlassenen Dorf mit dem alten Friedhof und der Kirche, am Rand des ehemaligen Truppenübungsplatzes.

Touristen kamen dorthin, wo die alten Mauern und verwilderten Gärten Geschichten aus vergangenen Tagen erzählten, Wanderer durchstreiften das Biosphärenreservat, wo noch vor 20 Jahren Schützenpanzer gerollt und Schießübungen abgehalten worden waren. Und neugierige Kinder fragten ihre Väter beim Spaziergang, warum es Krieg gegeben hatte, während sie in den Spielen ihrer iPhones auf Comicfiguren schossen.

Heinz Werkmann hatte die Unruhe seiner Irish Setter Hündin schon vor einigen Minuten bemerkt. Aufgeregt war sie auf ihn zugerannt, hatte ihn, ohne einen Laut von sich zu geben, mit ihren wunderschönen großen Augen auffordernd angesehen und war in weiten Sätzen den Weg zurückgesprungen, den sie gekommen war. War stehen geblieben, mit hoch erhobener Rute, immer wieder die feine Nase auf eine Spur gerichtet, die dort im Schnee zu verlaufen schien, wahrscheinlich ein Fuchs, ein Marder, ein Wiesel.

Wieder kam die Hündin zurück, der Schnee wehte zwischen ihren langen Beinen auf, flog ihr um die Ohren und bestäubte ihr herrliches Fell. Kein Jaulen, kein Japsen drang aus ihrer Kehle, als sie hechelnd und mit triefenden Lefzen bei ihrem Herrchen anlangte.

»Na, Leila, was bist du denn so aufgeregt, das kenn ich ja gar nicht an dir, altes Mädchen«, murmelte der Förster und tätschelte ihr das Fell. Ein leises Winseln ließ sie nun doch vernehmen, aber es war nicht der kehlige Wohlfühl-

laut, den sie sonst von sich gab, eher ein nervöses, ungeduldiges Flehen. Ungestüm drängte sie ihren schlanken Körper an seine Beine und schien ihn aufzufordern, ihr doch endlich zu folgen.

Heinz Werkmann kannte die Sprache seiner Hündin und wusste, dass sie ihm etwas mitteilen wollte. Nur hatte er jetzt, mit über 70 Jahren, nicht mehr die Energie, Leila auf jede der von ihr aufgespürten Fährten zu folgen, selbst wenn die Entdeckung für den Hund noch so wichtig war.

Der Förster blickte sich um, seine hohe Stirn lag in Falten, der grüne Filzhut beschirmte seine wachen braunen Augen und verbarg sein schütteres Haar, das auch im Alter immer noch mehr blond als silbern glänzte. Er rieb sich mit einer Hand den hellen Vollbart, der nur von wenigen grauen Fäden durchzogen wurde, und seine Zähne kauten nervös auf der Unterlippe, was er immer tat, wenn er in Momenten wie diesem seine Pfeife nicht zur Hand hatte. Seine Hand tastete in der Tasche des grünen Anoraks, doch er musste die Pfeife im Wagen gelassen haben.

Heute, das spürte er, war irgendetwas anders. Nur selten war die Hündin so ungestüm, wenn sie auf eine einfache Wildspur gestoßen war. Dafür gab es selbst hier im Nordschwarzwald einfach zu wenig aufregendes Getier.

Zwar zog ab und an mal ein Rothirsch durch das Revier, doch meist hielten sie sich weiter oben auf, wo in den Heidelbeeren der Auerhahn kollerte. Selbst der Luchs, der sich vor einiger Zeit in der Gegend gezeigt hatte, war inzwischen wieder verschwunden, vielleicht hinunter ins Donautal, wo auch der Uhu jagte, oder hinauf zu den Grindenplatten zwischen Ruhestein und Mummelsee.

Die Zeiten, wo die Schwarzwälder Gefährten des Steinzeitälblers Rulaman hier Bären und Auerochsen gejagt hat-